

51 Prozent

Das feministische Märchen von der Machbarkeit



Nina Streeck

Endlich setzt sich die Einsicht durch, wie sinnvoll Frauenquoten sind. Nicht nur in Deutschland und der EU, sondern sogar in der Schweiz. In Deutschland haben SPD und CDU sich in den Koalitionsverhandlungen diese Woche auf eine gesetzliche Frauenquote geeinigt. Bis 2016 sollen in den Verwaltungsräten der börsennotierten deutschen Unternehmen 30 Prozent Frauen sitzen. Das EU-Parlament möchte den Frauenanteil in den Verwaltungsräten bis 2020 sogar auf 40 Prozent erhöhen. Und der Bundesrat hat beschlossen, dass 30 Prozent der Verwaltungsratsmitglieder von bundesnahen Betrieben wie SBB oder Post weiblichen Geschlechts sein sollen, ebenfalls bis zum Jahr 2020.

Schon allein, weil ich selbst eine Quotenfrau auf den Meinungsseiten dieser Zeitung bin, befürworte ich Frauenquoten. Es gehört sich aber nicht, das zu sagen. Niemand möchte wegen seines Geschlechts bevorzugt werden. Die Karriere soll der eigenen Leistung verdankt sein. Man will es allein schaffen. Nicht durch die Unterstützung einer Quote. Das sehen Kritiker von Frauenquoten und moderne Feministinnen ganz ähnlich. Etwa Sheryl Sandberg, die Geschäftsführerin von Facebook, die mit ihrem Buch «Lean In» eine «Art feministisches Manifest» geschrieben haben will. Hängt euch rein, rät sie den Frauen. Arbeitet hart. Dann schafft ihr es an die Spitze. So wie sie auch.

Erst seit kurzem bezeichnen sich Frauen wieder als Feministinnen, stolz und ohne rot zu werden. Der Feminismus à la Sandberg ist salonfähig, ja, kommt sogar gut an. Er will junge, leistungsorientierte Frauen stärken. Mit Charme und Willensstärke sollen sie sich ihren Platz an der Macht erkämpfen. Ohne sich von Widrigkeiten beirren zu lassen. Frauen, die gut aussehen, hervorragend ausgebildet sind und wissen, was sie wollen.

Aufsteigen und Gewinnen, Glamour und Erfolg - ein solcher Feminismus ist anziehend. Anders als derjenige der sechziger und siebziger Jahre, der heute gerne mit schlecht gekleideten, lustfeindlichen und humorlosen Emanzen in Verbindung gebracht wird. Doch stammt aus dieser Zeit das Gedankengut, dessen sich auch der heutige Feminismus bedient: unabhängig sein, für die eigene

Existenz sorgen, sich fremder Kontrolle entziehen.

Diese feministischen Ideale passen ausgezeichnet zu Werten, auf die sich heute alle, Frauen wie Männer, einigen können. Frei über sein Leben entscheiden, Verantwortung für sich übernehmen: finden wir alle gut. So erschafft sich der liberale Zeitgeist den ihm gemässen Feminismus. Du bist frei, es ganz nach oben zu schaffen! Du musst es nur wollen! Ein Feminismus, der sich ums Karrieremachen dreht, wird gesellschaftlich gern anerkannt.

Doch er hat auch eine Kehrseite. Wie gesellschaftliche Strukturen Karrieren beeinflussen, bleibt ausgeblendet. Nach dem neuen feministischen Credo zählt nur die individuelle Anstrengung. Jeder ist für sich selbst verantwortlich, allein die eigene Wahl entscheidet über Erfolg oder Misserfolg. Wer es nicht weit bringt, ist selbst schuld.

Anders als sie es weismachen wollen, agieren aber auch die neuen Feministinnen nicht unabhängig von gesellschaftlichen Vorstellungen und Strukturen. Schon in ihrem Karrierestreben passen sie sich diesen an. Hinter dem vermeintlich positiven Aufruf «Du kannst es schaffen» versteckt sich nur schlecht getarnt das Gebot «Du musst es schaffen». Und sein wie Sheryl Sandberg: ehrgeizig, karriereorientiert, leistungsbereit.

Wehe, eine gibt zu, es nicht zu packen. Wie Anne-Marie Slaughter, die amerikanische Professorin für Politikwissenschaft. Als sie klagte, Frauen könnten eben doch nicht alles haben, und deswegen ihre Karriere zugunsten der Kinder zurückstellte, wurde sie als Verräterin an feministischen Idealen gebrandmarkt. Dass für Frauen alles machbar ist, darf niemand anzweifeln. Wer das Märchen von der Machbarkeit jedoch nicht glaubt, landet rasch bei der Befürwortung von Frauenquoten.

Nina Streeck ist Redaktorin im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».